

Schreiben heisst „sich einschreiben“

Lisa Schmuckli unterscheidet zwischen vielerlei Arten von „Schreiben“ – alle sind ihr lebenswichtig.

In einem früheren Jahrhundert hätte sie sich gern als Dorfschreiberin betätigt. Die Menschen hätten ihr ihre Anliegen mitgeteilt. Sie hätte sie in einer ihr zweckmässig scheinenden Form zu Papier gebracht, diese Botschaft zur Post getragen und zusammen mit den AuftraggeberInnen gespannt



Lisa Schmuckli

lebt in Luzern, arbeitet teils in der psychoanalytischen Praxis in Luzern, teils als Philosophin in der deutschen Schweiz.

auf die Antwort gewartet – Lisa Schmuckli hat sich im Lauf ihres Lebens und ihrer Berufsbildung von verschiedenen Seiten ans Schreiben herangetastet und lotet es weiter aus. Sie arbeitet schwergewichtig als Psychoanalytikerin, daneben als Philosophin und Publizistin. Für die LNZ (Luzerner Neue Zeitung) hat sie fünf Jahre lang Kolumnen geschrieben. Seit 1990 veröffentlicht die Publizistin regelmässig Artikel, Bücher oder betätigt sich als Co-Autorin. Lesen und Schreiben sind ihr gleichermaßen lebenswichtig. Einen Tag ohne irgendeine Form von Schreiben bezeichnet Lisa als schwierig.

Sie unterscheidet vor allem zwischen öffentlichem und privatem Schreiben. Privates Schreiben dient dazu, Erfahrungen zu benennen und vertiefen, also dem Erkenntnisgewinn. Dies ist der introspektive Teil.

Er verlangt als Ergänzung nach jenem, der dazu dient, sich die Welt draussen entdeckend anzueignen. Wer (literarische) Texte veröffentlicht, beschenkt die Mitwelt, indem er/sie sichtbar wird. Als Dorfschreiberin hätte Lisa beide Seiten abgedeckt. Das Motto: „Schreiben heisst sich selber lesen“ greift ihr daher zu kurz. Sie würde es abändern in „Schreiben heisst sich einschreiben“ im Sinne von Spuren hinterlassen.

... sich und andere weniger betrügen

Schreiben beansprucht Zeit und Raum. Als genaue Beobachterin nimmt Lisa wahr, wie Beschleunigung und Zeitgeist der Sprache zusetzen. In den Printmedien beobachtet sie eine Beschleunigung, die sich u.a. in immer kürzeren Zeitungsartikeln mit grösseren Bildern äussert. Genauigkeit und vertiefte Auseinandersetzung werden dem Zeitdruck geopfert. Der Wortschatz schrumpft. Dazu fällt ihr ein Satz von Ludwig Wittgenstein ein: „Die Grenze meiner Sprache bedeutet die Grenzen meiner Welt.“ Damit mindert ein eingeschränkter Wortschatz unsere Möglichkeiten der Wahrnehmung und der Erkenntnis.

Schreiben verläuft für Lisa in vier Schritten: im ersten schlägt sich die Freude am Schreiben nieder, der zweite sucht nach inhaltlichen Ergänzungen, die folgenden enthalten adressatenbezogenes Formulieren. Durch alle Phasen ziehen sich Experimentierlust und Freude am Fiktiven.

...sich lustvoll exponieren

Zum Schreiben gehört das Echo – gibt Lisa ein fertiges Buchmanuskript aus der Hand, freut sie sich darauf, wie der Text beim Publikum ankommt. Im Moment der Veröffentlichung verselbständigt er sich, wird die Wirkung des Texts unabsehbar.

Bücher von Lisa Schmuckli: *Weibertschaft. Ökonomie-Ethik-Frauen, 1994* (Co-Autorin); *Differenzen und Dissonanzen. Feministische Erkenntnistheorien der Postmoderne, 1996*; *Körperbilder-Körpergeschichten, 2001*; *Begehren nach Bildern, 2006*.

Sprache ist mehr als Kommunikation

Die Psychologische Praxis Karl Ashwanden in Altdorf besteht seit Juli 1976. Ebenso lang gilt mein Engagement der Emanzipation von Menschen in unserer Gesellschaft. Dabei leitet und inspiriert mich heute noch der radikale politische Ansatz der „Pädagogik der Befreiung“ von Paulo Freire. Er beschreibt den Zustand der Sprachlosigkeit als den schlimmsten Grad der Unfreiheit. „Es gibt kein wirkliches Wort, das nicht gleichzeitig Praxis wäre. Ein wirkliches Wort sagen heisst daher, die Welt verändern“ (Paulo Freire, 1973). Sprache ist also mehr als Kommunikation: sie ermöglicht die Verbindung zwischen Reflexion und Aktion und damit den Menschen, die Welt, in der sie sich bewegen, zu verändern.

Mein beruflicher und privater Einsatz gilt darum seit je diesem Spracherwerb im Dialog, der „Alphabetisierung“ – damit wir verantwortungsbewusst unsere Lebenswelt mitgestalten können. Das Wort – gesprochen, geschrieben, gehört oder gelesen – fasziniert mich immer wieder neu. Allen Menschen, die Schöpferisches vollbringen bin ich dankbar. Sie unterstützen uns darin, miteinander in den Dialog zu treten und unsere Sichtweise zu erweitern.

Psychoanalyse und Themenzentrierte Interaktion sind „Alphabetisierungsansätze“, die im lebenslangen Emanzipationsprozess von Menschen jetzt und auch künftig bedeutsam sind und denen ich mich verpflichtet fühle.

In diesem „Einblick“ möchte ich Ihnen Frauen und Männer vorstellen, die Sprache gefunden haben und uns Zugang zur Auseinandersetzung mit uns selbst und der Welt eröffnen.

Ich wünsche Ihnen viel Anregung und Bereicherung.

Mit den besten Grüssen
Karl Ashwanden

Schreiben hält lebendig

Je nach Textsorte setzt Werner Fritschi aus Luzern eher aufs Gegenüber oder auf den inneren Dialog.

Schon als Bub ein Büchernarr, las sich Werner Fritschi durch fast die gesamte Schul- und Pfarreibibliothek. „Bestimmte Bücher wie ‚Heimatlos‘ oder ‚Nonni und Manni‘ (Johanna Spyri), ‚Die Schwarzen Brüder‘ (Lisa Tetzner), ‚In der Krummgasse‘ (Olga Meyer), ‚Die schwarze Spinne‘ (Jeremias Gotthelf) wurden für mich gleichsam zu inneren Erschütterungen, gaben mir den entscheidenden Anstoss zum Schreiben. Ein ähnliches Werk wollte ich auch mal hinterlassen.“

Trotz seiner zwölf Titel war er als Erwachsener zunächst unfähig, dramatisch seelische Welten zu entwickeln und sprachlich darzulegen. Weil er stets auf halbem Weg stecken blieb, schrieb er nebenberuflich Sachbücher, eine Art Lebenshilfen mit literarischem Touch. Neben Handreichungen für Erwachsene im Erziehungsbereich einerseits (*Ausformen statt einschleifen; Mehr Boden unter den Füssen*) wollte Werner andererseits jugendlichen LeserInnen Orientierungshilfen in die Hand geben (*Voll gut drauf; Yemand mit Y*). Später entstanden Bücher mit eher philosophischem Inhalt (*Spannkraft des Bogens; Im Gleichgewicht der Kräfte*). Im Eigenverlag GENERATIO veröffentlichte er seine gesammelten Kolumnen (*In Perspektiven denken; Lass dir nichts einreden!*) oder das Werkbuch *älter – jünger*.

Schreiben ist für Werner eine mögliche Form, seine inneren Spannungen auszutragen: „Indem ich meine eigenen Ängste, Konflikte und Widersprüche in Worte fasse, wird mir einiges klarer. Es ist, als sähe ich mich in einem Spiegel, als läse ich Teile meiner eigenen Biografie.“

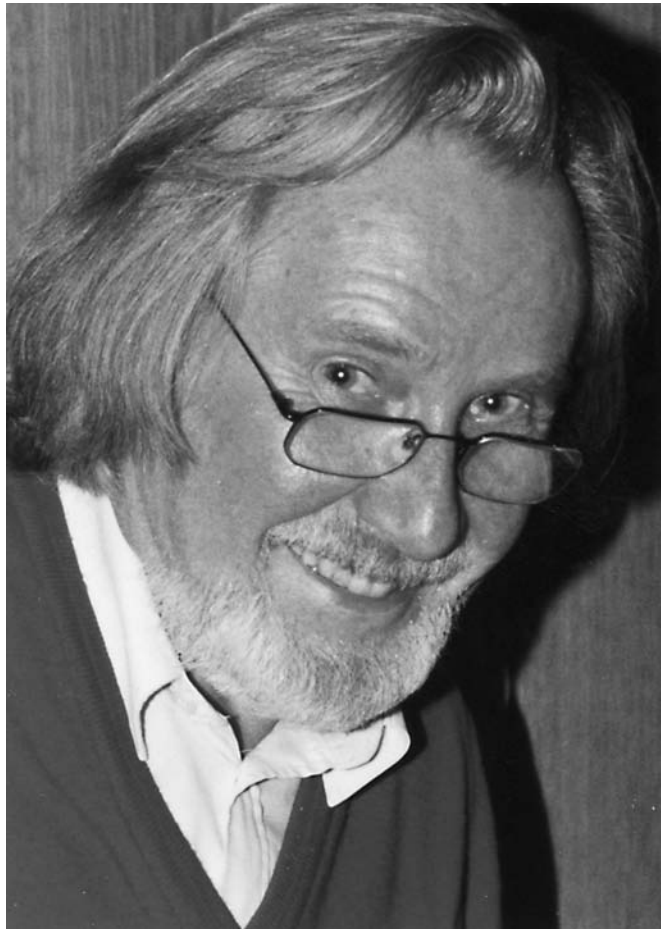
Je mehr die Sprache in einen schwingenden Klangzauber einmündet, desto eher verdichten sich – im Idealfall – Erlerntes, Erlebtes, Ererbtes zur literarischen Form, wo sich Idee und Text nicht mehr vom Persönlichen unterscheiden lassen.“

Vom Thema zum Manuskript

Gewisse Themen scheinen Werner ein Leben lang zu begleiten. „Mich stören gesellschaftlich fixe, aber fragwürdige Rahmenbedingungen, etwa in Schule, Kirche, Wirtschaft und Politik. Sauer stösst mir auf, dass es dieser Gesellschaft scheinbar an Arbeit mangelt, während gleichzeitig Not herrscht. Hinter der glänzenden Oberfläche wie z.B. jener der katholischen Kirche

verbergen sich leere Kirchenbänke, zunehmende Kirchenaustritte, fehlende Geistliche usw.. Der Blick auf die innere Welt einzelner Menschen zeigt Vereinsamung, Orientierungslosigkeit, Beliebigkeit, Sinnuche ...“

Ein konkretes Buchthema gärt, bevor es ausgereift ist, lange in Werners Kopf. Er notiert auch unterwegs spontan, was immer ihm dazu ein- oder auffällt. Dadurch nehmen Hauptthema und Nebenthemen allmählich Gestalt an. „Nächstes Jahr, wenn ich die Liebe thematisiere, müssen alle Sätze rote Backen kriegen!“



Werner Fritschi

lebt und arbeitet als Bildungsanimator und Buchautor in Luzern.

Das Buch *Yemand mit Y* schrieb Werner Fritschi in einer Art Rauschzustand in wenigen Wochen. Die Polarität ‚gesund-krank‘ beschäftigt ihn seit zwanzig Jahren; er hat aus innerem Drang zu schreiben begonnen. „Kirschkerne“ – Der minutiöse Beschrieb einer genetisch bedingten Erkrankung (Mitochondrien-Defekt, eine Immunschwäche) mündet inhaltlich in die Frage: Gibt es Wunder? Die soeben beendete Arbeit an dieser novellenartigen Erzählung erlebte er als einsam.

Jedem Buch seine eigene Entstehungsgeschichte. Zur Zeit arbeitet Werner an einer Erzählung über den Suizid: Wann ist Selbst-

tötung möglicherweise gerechtfertigt bzw. verständlich? „Beim Thema Depression und Selbstzerstörung brauche ich dringend ein Gegenüber. Dazu habe ich einen älteren Kollegen, der im Leben viele schwere Depressionen durchmachte, gebeten, mir als Gesprächspartner zur Seite zu stehen. Wir hatten vereinbart, dass ich ihm jeweils etwa 30 Seiten oder sieben

Kapitel zu lesen gäbe. Zuerst schrieb ich drauflos, orientierte mich an einer vagen Struktur. Nach dem ersten Lektorat bei Kapitel 10 verlangte der Kollege nach einem einsichtigen Plan. Seit ich den roten Faden

zu den geplanten vierzig Kapiteln skizziert habe, korrigiert der belesene, ehemalige Unternehmensberater Stilistisches, stellt Inhalte in Frage, wertet Aufbau und Dramaturgie – in stundenlangen Diskussionen klären wir Schwerpunkte oder präzisieren Formulierungen. Mit seinem kritischen Denken und dem Verständnis für Poesie ist der Kollege zur unerschöpflichen Quelle, durch die Gespräche zum Freund geworden.“

Ist ein Manuskript abgeschlossen, ist Werners Lebenspartnerin seine erste kritischste Leserin. Sie sieht Fehler sofort, hat ein Gespür für sprachliche Nuancen. Er lässt seine Texte gerne von unterschiedlichen Personen gegenlesen. Vor allem die unverbildeten zeigen deutlich, ob’s ankommt oder nicht. Die neuste Erzählung überprüft ein Germanistik-Professor auf ihre Dramaturgie.

In seinem Alter bleibt Werner Zeit und Musse – ausser im Austausch mit den Printmedien.

Bis das Werk beim Verlag ist, bleibt stets ein Gefühl des Ungehobelten, Unfertigen, des Ungenügens. Ein literarisches Buch

ist nie ganz fertig, Sachbücher schon eher. „Ich bin froh, wenn jemand anderer darüber entscheidet, wann das Manuskript in Druck geht. Dann gehört das Buch der Öffentlichkeit – ich selbst warte gespannt, glücklich oder enttäuscht auf die Reaktionen.“

Sachbücher hat Werner im Selbstverlag GENERATIO herausgegeben; der 2004 aufgelöst wurde. Partner-Verlage wie Rascher, Benziger, Walter u.a. haben inzwischen auch aufgehört.

„Zwar werde ich von keinem Verlag unter Druck gesetzt, aber ich suche dringend einen Lektor meines Vertrauens und einen Herausgeber, der auch werbemässig investieren kann.“

Im besten Fall wunderbar...

Luzia Schuler-Arnold arbeitet als Redaktorin beim Urner Wochenblatt und politisiert im Urner Landrat. Sie engagiert sich in ihren verschiedenen Berufsfeldern und übernimmt Verantwortung für ihr Tun.

Von Haus aus Lehrerin, war Luzia Schuler lange und engagiert in ihrem Erstberuf tätig. Daneben hat sie stets auch öffentlich Farbe bekant, u.a. im Urner Frauenbund, zuletzt als Co-Präsidentin. Luzia ist verheiratet, hat keine Kinder. Die ersten 20 Berufsjahre als Lehrerin hat sie – nicht ganz freiwillig – unterbrochen und sich in anderen Berufsfeldern umgesehen. Heute sagt sie mit Genugtuung und Dankbarkeit: „Auch wenn mich das Leben nicht nur geschont hat, es hat mich stark gemacht. Nicht die Tage voller Sonnenschein haben mich Standfestigkeit und Willensstärke gelehrt; die dunklen Momente zwangen mich, nach Licht und Freude zu suchen.“

Zurück in der Schule, konnte sie acht Jahre lang fremdsprachige Kinder unterrichten. Die Aufgabe bot ihr Raum, sich einzulassen, viele ihrer Ideen zu verwirklichen. Bald wurde ihr die Organisation der Kurse weitgehend anver-



Luzia Schuler-Arnold
lebt und arbeitet in Altdorf.

traut. In dieser Rolle hat Luzia ihr Kontakt-
netz im überschaubaren Umfeld des Kantons
sehr geholfen, konnte sie doch ihr Wissen und
ihre Erfahrung an andere Lehrpersonen wei-
tergeben.

Mit 40 zog sie selbst unters Unterrichten einen
Schlussstrich. Rechtzeitig fand sie Arbeit beim
Urner Wochenblatt. Bei der Zeitung war sie
willkommen, hatte Luzia doch bisher jeweils
über die Aktivitäten des Frauenbundes be-
richtet.

Es war ein Entscheid mit Blick in die Zukunft.
„Ich forderte die berufliche Veränderung so
überzeugt von mir, dass ich meine Schul-Un-
terlagen gleich kistenweise einer Junglehre-
rin verschenkte. Ich spüre zuverlässig, ob ich
meine Energien für ein Thema noch einsetzen
mag. Hätte mich meine neue Tätigkeit nicht
befriedigt, hätte ich weiter gesucht. Die Rück-
kehr in den Lehrerberuf aber habe ich mir
wohl selber verwehrt.“

Schreiben heisst...

„In jeder Textsorte kommt etwas Persönliches
zum Ausdruck,“ sinniert Luzia. „Indem ich
mich für eine bestimmte Perspektive ent-
scheide, übernehme ich Verantwortung für
meinen Text und die Interviewten. Mir ist ganz

wichtig, stets Achtung vor allen Beteiligten zu
wahren. Ich halte mich an die zweckmässige
Devise:

*Was ich schreibe, ist wahr,
aber nicht alles, was wahr ist, schreibe ich.*

Das Urner Wochenblatt berichtet zweimal
wöchentlich über Aktuelles und Hintergrün-
de auf lokaler und kantonaler Ebene. Die
Forumszeitung steht allen Urnerinnen und
Urnern offen. Als Lokalzeitung erfüllt das Wo-
chenblatt neben der Information auch einen
wichtigen Auftrag zur Stärkung der Identität.
Viele Heimweh-UrnerInnen halten „ihrer
Zeitung“ aus der Ferne weiter die Treue. Das
eigentliche Redaktionsteam besteht neben
Luzia aus dem Chefredaktor und zwei fest an-
gestellten Redaktoren. In einer derart kleinen
Redaktion tragen die Mitglieder den Grossteil
der Verantwortung gemeinsam

Aufs Jubiläum vor 6 Jahren hat das Redak-
tionsteam den Leserinnen und Lesern die
Monatsbeilage „pfyyl“ „geschenkt“. Der
„pfyyl“ erscheint zehnmal jährlich zu einem
thematischen Schwerpunkt und bietet ver-
tiefte Auseinandersetzung jenseits vom Ta-
gesgeschäft. Die Mai-Nummer 06 beispiele-
weise stand im Zeichen von „Uri unter Strom“,
jene vom Juni widmet sich der Volksmusik im
weitesten Sinne. Für dieses Thema zeichnet
Luzia verantwortlich. Themenschwerpunkte
sind u.a. die Volksmusik-Tage in Uri oder
das inzwischen in Altdorf eröffnete Haus der
Volksmusik. „Mich eingehend mit einem fas-
zinierenden Thema zu befassen, erfüllt mich
am meisten. Um mich ganz in die Materie zu
vertiefen, schliesse ich die Bürotüre und las-
se Zeit und alles andere hinter mir. Für diese
eigentlichen Sternstunden nehme ich gern
Zusatzarbeit in Kauf.“

Ebenso wichtig wie der Inhalt ist ihr die Prä-
sentation eines fertigen Textes. Während der
ersten fünf Jahre war Luzia für die Abschluss-
redaktion zuständig. Heute reduziert sich ihre
Gestaltungsarbeit fast ausschliesslich auf die
Vorbereitung eines „pfyyl“.

Die Mitglieder des kleinen Redaktionsteams
pflegen guten Kontakt miteinander. Die Ar-
beit ist solidarisch aufgeteilt. Die Stärken der
Mitglieder kommen zum Tragen. „Ich finde es
wunderbar, auch junge Mitarbeiter im Team
zu haben. Mit dem nötigen Respekt können
wir gegenseitig von einander lernen,“ findet
Luzia.

Ich höre gern zu

Zuhören können, sich einlassen – diese Cha-
raktereigenschaften prägen Luzia, sind aber
auch optimale Voraussetzungen für ihren
Beruf als Journalistin. Für die schwergewich-
tige Berichterstattung im politischen Umfeld
bringt sie das optimale Rüstzeug mit, sitzt Lu-
zia doch seit zehn Jahren im Urner Landrat (in
andern CH-Kantonen Kantonsrat). Berichtet

sie über Gemeindeversammlungen, tut sie dies
kompetent und äusserst zügig. Zwar behan-
delt der Landrat seine Geschäfte gebündelt
in jährlich sechs zweitägigen Sessions, aber
die vorbereitende Lektüre beschäftigt Luzia
an den Abenden und Samstagmorgen. Sie hat
sich diese Zeiten fest reserviert. 2005 war Luzia
Schuler auch Landratspräsidentin. Wegen der
damit gekoppelten Repräsentationspflichten
hat sie damals ihr Berufspensum reduziert.

Ausgleich in der Natur

Die Arbeit fürs Wochenblatt ist straff termi-
niert. Innet kurzer Zeit werden Texte redigiert
und zur Veröffentlichung bereitgestellt. Wie
holt sie sich, wenn ihr ein Thema besonders
wichtig ist, die nötige Ruhe und Konzentra-
tion? „Ich bike...“, kommt Luzias Antwort wie
aus der Pistole geschossen. „... auf steilen Stre-
cken. Im rhythmischen Pedale-Treten können
sich meine Gedanken in der Natur zuverlässig
ordnen. Auch teste ich gern meine körperliche
Leistungsfähigkeit. Ich liebe die Urner Land-
schaft, wie sie sich auf ruhigen Nebenstrassen
mit Blick auf den Urner Talboden zeigt.“

(Für mit dem Kanton Uri nicht vertraute
LeserInnen: um den Talboden im Reusstal
steigen die Bergwände steil an. Die Strasse
nach Isenthal z.B., besonders beliebt bei
BikerInnen, schraubt sich auf wenigen Kilo-
metern um gut 400 Meter in die Höhe.) Im
Winter gibt sich Luzia entweder mit dem
Hometrainer zufrieden oder ist draussen
unterwegs, gern auch auf Schneeschuhen. In
der raren Freizeit liest sie am liebsten über
Frauenshicksale aus fremden Kulturen. Ist
dieses riesige Programm keine Belastung?
„Ein gutes Zeitmanagement ist sicher eine
meiner Stärken. Daneben muss für mich das
Umfeld stimmen, in dem ich arbeite, denn was
immer ich tue, muss mich erfüllen.“



Informationen:

**Auch diesem Einblick liegt eine Karte
bei. Damit können Sie bei unserem Se-
kretariat detaillierte Unterlagen anfor-
dern.**

Beratung Therapie Weiterbildung

Psychologische Praxis
Karl Aschwanden
Blumenfeldgasse 31, CH- 6460 Altdorf
Telefon: +41 41 870 46 35
Fax: +41 41 870 46 42
e-mail: aschwanden.k@bluewin.ch
Internet: <http://www.aschwandenk.ch>
Bürozeiten: Mo – Fr 8.00 – 11.00 Uhr
Praxistermine nach Vereinbarung

Schreibend (über)leben

Martin Stadler, ein wichtiger schweizer Autor, hat 2005 den Innerschweizer Literaturpreis, 2006 den Johann-Peter-Hebel-Preis des deutschen Bundeslands Baden-Württemberg gewonnen. Der Schriftsteller über Lebensaufgaben und darüber, weshalb in mancher Hinsicht die Zentren von den Rändern lernen könnten.

Wer schreibt, muss auch lesen, steht für Martin Stadler fest. Er selbst braucht beides zum Leben. Laufend führt er eine Art Tagebuch. Dort hält er in Essay-Form fest und kommentiert, was ihm begegnet. Aufgrund von Tagebuchnotizen sind die Bände „Bruchzeiten“, „Am Rande“ und „Zwischenhalt“ entstanden. 17 Jahre lang hat Martin Kolumnen für „Vaterland“ und „Neue Luzerner Zeitung“ geschrieben – weitere Quellen für obige drei Bücher.

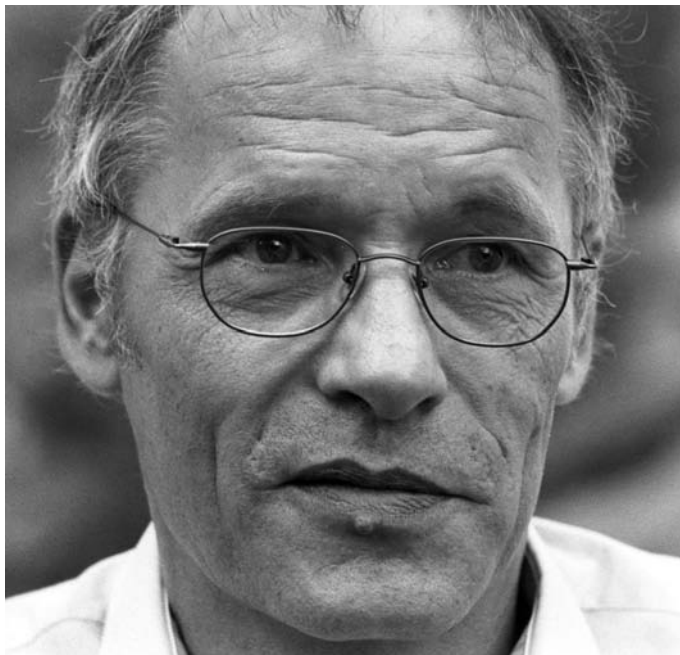
„Ich sehe die Innerschweiz als Modell, als Mikrokosmos, in dem ich mich bestens auskenne. Davon ausgehend entwickle ich meine Ideen.“ Ihm geht es darum, „seine Region zu lesen“, obwohl Autorenjournalismus heute nicht mehr erwünscht ist. Der Sammelband mit Erzählungen „Am Rande“, entstanden zur CH-91-Ausstellung, wurde als Neuerscheinung damals vom Urner Wochenblatt nur angezeigt, nicht besprochen. Martin nimmt kein Blatt vor den Mund, legt den Finger auf die Wunden. Er eckt damit zwar an, kann und will aber einerseits nicht anders, hat sich andererseits, da er mit seiner Familie weiter im kleinräumigen Kanton Uri wohnen bleiben will, wohl oder übel mit seinem Aussenseiter-Status arrangiert.

Auswandern hat er trotz aller Schwierigkeiten nie in Betracht gezogen. „Das wäre meinen Ansprüchen ans Schreiben nicht wirklich entgegengekommen“, findet Stadler. „Man kann die ‚Welt‘ auch in der eigenen Region ‚lesen‘, seine Ideen auch hier entwickeln... Dass man sich damit eher keine Freunde macht, darüber komme ich schreibend hinweg.“

Während unseres Gesprächs kritzelt Martin Stadler ununterbrochen in seinem Notizblock. Daher pendelt mein Blick zwischen seinem Gesicht und diesem Block. Er geht methodisch vor, wartet mit Zahlen auf, koppelt Fantasie mit klarem wissenschaftlichem Denken.

3,7 Milliarden Sekunden...

Bietet denn ein Zentrum bessere Lebensbedingungen? „Sicher nicht,“ erklärt Stadler und hält sich im Urteil nicht zurück: „Die Bewohner der Zentren sind oft arrogant geworden. Sie glauben, sie hätten alles im Griff, indem sie das Davor und



Martin Stadler

ist verheiratet, hat erwachsene Kinder, lebt in Schattdorf und arbeitet teils in Altdorf, teils in Luzern.

Danach verdrängen. Im Urner Isenthal etwa ist der Tod noch fester Bestandteil des Lebens. Dort versammeln sich noch alle DorfbewohnerInnen auf dem Kirchhof rund um den Sarg, wenn jemand aus ihrer Mitte gestorben ist.“ Mit einer einfachen Skizze verdeutlicht Martin, welch winzigen Raum unser Leben letztlich innerhalb der Ewigkeit davor und danach einnimmt. „Wir leben im Durchschnitt 3,7 Mia Sekunden lang – ein Klacks verglichen nur schon mit der Menschheitsgeschichte. Sich mit dem Davor und Danach befassen ist und bleibt Aufgabe der Literatur, obschon diese nur eine kleine Minderheit interessiert“, vervollständigt er seinen Gedanken-gang. Schreiben sei für ihn untrennbar mit philosophischer Wahrhaftigkeit gekoppelt. „Es ist eine Art der Existenzbewältigung. Letztlich schreibe ich, weil ich mich so darin übe, mit der eigenen Vergänglichkeit umzugehen und gleichzeitig gelassen zu bleiben,“ begründet Martin Stadler seine literarische Triebfeder.

Da Martin Stadler im Brotberuf in Luzern Oekonomie unterrichtet, frage ich, wie lukrativ Schreiben sei. In welcher Auflage erscheinen die Bücher? „Die Erstauflage beträgt 2000 Stück. Davon werden 200 gleich an Zeitungsredaktionen versandt. Wenn die übrigen verkauft werden, ist‘ ein Erfolg.“

Schweizer Autoren haben im deutschsprachigen Ausland einen schweren Stand. Jemanden in Berlin interessiert kaum, was ich schreibe,“ winkt Stadler ab. Wie sind

die Erfolge damals von Frisch und Dürrenmatt zu erklären? Die seien teils wohl einem Nachkriegsbonus für Deutschsprachige jenseits von nazi-deutscher Vergangenheit zu verdanken gewesen.

Vom Komponieren

Wie er seine Romane komponiert, erklärt mir Martin so gern wie geduldig. Je mehr er von seinen Werken preisgibt, sie zusammenfasst, stringent und äusserst anregend, ob „Die neuen Postillione“, „In Schynigen“, „Aufräumen“ oder sein Hauptwerk „Hungertuch“, desto klarer werden mir der Reichtum des Autors einerseits, die an einen unermüdlichen Gestaltungswillen gekoppelte Dringlichkeit andererseits.

An Ideen herrscht kein Mangel, als Autor wie als Privatmann beschäftigt sich Martin Stadler mit Geschichte und Geschichten. Durch sein Interesse an Geschichte erschliesst sich ihm eine lebendige Quelle. Versteht sich von selbst, dass, was immer er verwendet, gut recherchiert ist. Als nächstes plant er einen Band mit Erzählungen. Ein Roman aber brauche einen Leitfaden, am besten einen, mit dem der Autor etwas wichtiges verbinde. „Im ‚Hungertuch‘ beispielsweise entspricht der Leitfaden der Bilderfolge auf einem mittelalterlichen Hungertuch. (Mit einem Hungertuch wurde früher der Tabernakel mit dem heiligen Brot verhängt). Da die Menschen noch nicht lesen konnten, waren darauf in symbolhaften Bildern von oben links bis unten rechts alle wichtigen Ereignisse zwischen der Entstehung der Erde und dem Jüngsten Gericht dargestellt.“

Wenn Martin Stadler als wichtige Voraussetzung für die Entstehung eines Romans eine leere Agenda nennt, meint er, die grosse Form verlange verhältnismässig mehr zusammenhängende Zeit und Raum. Vier Jahre brauchte er für „Verteidigung“, den letzten Roman, der historische wie kriminalistische Elemente mit dem Thema Sucht verbindet. Ähnlich wie in einem Bild müssen die Elemente einer Text-Komposition als mehrfache Entsprechungen wiederkehren.

„Es gibt für einen Roman keine einheitliche Vorgehensweise. Sicher schreibe ich mal ein Konzept, danach einen Anfang,

Nach den ersten Seiten wird mir klar, dass ich es überarbeiten muss. Also entsteht ein zweites Konzept usw. usf. – eine rollende Planung nimmt ihren Anfang. Veränderungen ergeben sich laufend während des Schreibens... Autoren wie Robert Walser oder Philip Roth sind anders vorgegangen bzw. gehen anders vor, indem sie in hohem Masse ihre Assoziationen disziplinierten.“

Liest er manche Bücher zweimal? Nur zu gern. Kürzlich hat Martin Stadler deswegen seine Regale radikal aussortiert und inzwischen ein besonderes für Bücher eingerichtet, die eine zweite Lektüre lohnen. Was liest Martin Stadler? Er stöbert gern in Antiquariaten. „Bücher entdecken ist mein wichtigstes und schönstes Hobby. Allerdings ist es nur schon unter den deutschsprachigen praktisch unmöglich, sich einen Überblick zu verschaffen, denn die Vielfalt ist unglaublich,“ gibt er zu bedenken und untermauert seine Feststellung mit Zahlen. „Letztlich bleibt es dem Zufall überlassen, ob ich an ein wichtiges Buch gerate oder eben nicht.“

Perspektiven (von Martin Stadler)

Wie sinnig wär' es
Heut' zu sorgen
Für des Menschen hoffend Seel
Wenn die Erde
Dereinst kahlte
Atomverseucht und lebensleer.
Amen.

Lebenslauf

Martin Stadler wurde 1944 geboren in Altdorf, UR. Primarschule in Altdorf; Gymnasium in Stans und Altdorf; Mechanikerlehre in Altdorf; Studium des Maschinenbaus am damaligen Zentralschweizerischen Technikum in Luzern; kurze Stellung als Ingenieur in Bern; Studium der Sozialwissenschaften in Bern; seit 1974 wieder wohnhaft in Uri; kurze Stellungen als Archivar, Redaktor, Journalist in der Innerschweiz; seit 1977 : hauptberuflich Schriftsteller; nebenberuflich: Kleinverleger; brotberuflich Lehrbeauftragter für Ökonomie sowie Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (vor allem an der heutigen Hochschule für Technik + Architektur in Luzern).

Über seine Bücher

„Verteidigung“

Dieser Roman, der im Herbst 2006 erscheinen wird, erzählt von Mord, Melancholie und Liebe zwischen Fastnacht und Ostern, Zucht und Sucht, Geld und Geist, Region und Migration. Es handelt sich um eine Liebes- und Kriminalgeschichte aus Schynigen, vorab für Politologen, Philosophen und für eine Leserschaft, die an der Schweiz, ihrer realen Verfassung und an Geschichte interessiert ist.

„Herr Till“

Alois, 18, ist der Sohn eines Uri-Prominenten und Sommergehilfe im Tellmuseum Bürglen. Er hat anonym ein satirisches Gedicht über den Transitverkehr veröffentlicht und entwirft, als Herr Till das Museum betritt, eine Szene über Walter am Sterbebett seines Vaters Tell. Herr Till, 81, in der Jugend dilettierender Dichter, gewesener Kulturreddaktor in Basel, stammt mütterlicherseits aus Uri... Ist der wortgewandte Herr Till der Grossvater von Mary, in die Alois unglücklich verliebt ist oder doch nicht? Alois werweisst – und erzählt in der Nacht nach Herrn Tills Besuch im Museum, wie er vor allem in patriotische, historische, aktuelle, intellektuelle Verwirrung und zunehmend auch in eine private Liebesverwirrung gestürzt worden ist.

„Aufräumen“

Neue Zürcher Zeitung: „Aufräumen“ ist in Komposition und Stil eine vielschichtige Präzisionsarbeit. Zwyers Mansarden-Inventur nimmt Lektüreerfahrungen auf (wunderbar etwa die kurze Parallelführung von Hauptmanns „Bahnwärter Thiel“ und Bölls „Das Brot der frühen Jahre“) und enthält, wie Muscheln im Kalk, eingelassene Erzählungen und Miniaturporträts aus der Sozialgeschichte des Tals, die um Generationen zurückführen können.

„Hungertuch“

NZZ: So nebenher wird man diesen Roman nicht lesen können. (...) Es entsteht die wachsende Gewissheit, dass man sich in einem kleinen, aber ausserordentlichen Kosmos bewegt, der nur kraft einer reichen erzählerischen Phantasie existiert – der man gebührenden Respekt nicht versagen kann.

„Zwischenhalt“

Innen- und Aussenansichten der europäischen Kleinregion Uri: Rahmenerzählung mit Essays und Tagebuchnotizen. – Es handelt sich um eine Auseinandersetzung aus regionaler Optik mit der Moderne: mit Sozialphilosophie und Sozialgeschichte, Verkehr, Umwelt, Wohlstandsgrenzen, Kunst, Publizistik, Religion, Sagen, Visionen, Zukunftsperspektiven. Das während Jahrzehnten zelebrierte igelhafte Kulturverständnis wird mit den Realitäten regionalen Eigenlebens in einer technisierten und sich vernetzenden Welt konfrontiert.

„Am Rande“

Basler Zeitung: Stadler steigt in die tiefsten Tiefen der Suisse profonde hinab, dreht die Geschichte in die richtige Proportion zurück... Ich werde das Buch zur Seite legen und es gelegentlich, wenn wieder einmal von der Schweiz die Rede ist, hervorholen.

„Bruchzeiten“

Beobachtet in der Innerschweiz 1977–1983. Daraus ein programmatischer Satz: „Oberhalb meines Schreibtisches hängt eine Weltkarte. Einmal habe ich meinen Massstab über die Innerschweiz gelegt:

– in ihrer grössten Ausdehnung bringt sie es auf einen halben Millimeter. Wichtig ist das nicht; die meisten Leute bewegen sich tagtäglich in keinem grösseren Raum. Wichtig wäre, wie man sich einrichtet, wie man darin lebt miteinander...“

„In Schynigen“

Der kleine Bund: Die Einzelschicksale in diesen Erzählungen spiegeln heimatlichen Schein und Gebrochenheit: im Rausch eines gläubigen Säufers, in den Fluchtwünschen eines Lehrlings, in der unbeholfenen Reflexion eines Schülers, in einem empörten Messebesucher, in der Betroffenheit eines jungen Arbeiters über die Existenzangst und den Tod eines pensionierten Kollegen, in der erzählerischen Prägnanz, mit der die vorgebliche Achtung des „einfachen Mannes“ durch die Tonangebenden entlarvt wird.

„Bewerbung eines Igels“

NZZ: Ignaz (ein Vorname aus der katholischen Gegenreformation) setzt sich mit dem Ort seines Herkommens aus der Innerschweiz auseinander. Schreiben heisst für ihn „aus Krusten schlüpfen“ und benennen, was da vom Einzelnen und vom Kollektiv alles verdrängt und verschwiegen wird. Und die Übereinkunft dieses Nytderglychä-tüä wird mit glaubhafter persönlicher Not gesprengt. Von ihr bezieht der Roman eine Intensität, die über die Lektüre hinaus nachwirkt.

„Die neuen Postillione“

Geschichten, die davon handeln, wie sich Uri in der Leventina als Gessler aufführte; über Armut und mentale Enge am Gotthard; über den Widerstand gegen den entstehenden Bundesstaat; über Morde, die letzte Hinrichtung, Kindstötungen; wie König Ludwig II in Tells Heimat beinahe Ehrenbürger geworden wäre; über die Entstehung der Gotthardbahn, die Strukturen veränderte und die herkömmlichen Postillione ins Museum beförderte.

„Urner Arbeitergeschichten“

Berichte und Essays aus der (christlichen) Arbeiterbewegung und der Wirtschaftsgeschichte von Uri, nebst einigen Fussnoten und Anmerkungen sozialwissenschaftlicher und sozialgeschichtlicher Art zum Thema.

Bestellung unter Tel. 041/ 870 19 85 oder uranos-verlag@bluewin.ch

„Herr Till im Wattigwilerturm oder Wilhelm Tell für Einheimische“ gibt's auch als DVD für Fr. 28.– inkl. Porto in der Schweiz. – Bestellung bei der Tellspielgesellschaft Altdorf, Postfach, 6460 Altdorf oder bruecker.moro@bluewin.ch

Auf Satzsuche

Von Jacqueline Keune

Beim Besuch schenkt mir die alte Frau einen grossen Sack voll Kaffeerahmdeckel, die sie über die Jahre hinweg gesammelt hat. Ein paar Tage später bringe ich die Hunderte kleiner Folien der 10-jährigen eifrigen Sammlerin, für die ich und andere regelmässig ein paar Deckel aufheben. Nun stehe ich vor dem Mädchen, das in den Riesensack hineinschaut, einen Teil der Deckelbildchen auf sein Bett ausschüttet, wieder in den Sack schaut und sieht, dass da immer noch fast gleich viele sind wie vorher und – nichts sagt. Es ist, als hätte die Masse dem Kind die Sprache verschlagen, und mir wird augenblicklich bewusst, dass ich viel zu viele Deckel mitgebracht habe, als dass sie sich noch fassen liessen.



Jacqueline Keune

lebt in Luzern, arbeitet als freischaffende Theologin und Redaktorin der franziskanischen Zeitschrift TAUZEIT.

Vor dem Thema Schreiben stehen, ist für mich wie das Stehen der Viertklässlerin vor der riesigen Tasche. Schreiben ist hoch komplex. – Das sage ich nicht als eine, die einfach wüsste, wie es ginge, die es gleichsam studiert hätte, sondern als eine, die sehr viel schreibt, und der die Monstrosität und die Möglichkeit des Schreibens immer bewusster werden. Dass ich laufen lernen kann, indem ich schreibe. Dass ich schlimm stürzen kann, indem ich schreibe. Dass ich lernen kann, mich zu wehren, die Dinge und mich selber neu zu sehen, indem ich schreibe.

Früher war es einfach, zu schreiben – ich hab' einfach drauflosgeschrieben. Den Aufsatz, die Liebeserklärung, das Mädchengedicht. Das Schreiben war mit viel Leichtigkeit und Lust verbunden. Allein 26 Zeichen – wer sollte sich da schwer tun? (Meine Freundin Etsuko aus Japan schreibt mit 2000 Zeichen.) Früher war es einfach für mich, vom Menschlichen zu schreiben, vom Göttlichen auch, und ich glaubte, für alles Sprache zu haben. Heute erfahre ich, dass es Grenzen des Sag- und Beschreibbaren gibt, und dass ich deswe-

gen nicht verstummen brauche, sondern mich ihnen schreibend annähern kann – wenn vielleicht auch nur in schwarzen Buchstaben. Je länger ich schreibe, desto schwerer fällt es mir. Die Wörter finden nicht mehr von selbst zu mir, sondern ich muss um sie ringen, um ihre Bedeutung und ihre Form. Eine Suche, die mich bis in die Fingerspitzen hinein lebendig macht und mich nicht bloss finden, sondern auch erfinden lässt: die Klumpen aus Glas, das Zimtschwein, die Teelindenblüte, den gereiften Stein, das Verb bachen ...

Die Schule hat mich gelehrt, dass ich nicht bache, sondern am Bach spiele; dass es nicht Wolken am Himmel hat, sondern dass sie dort vorüberziehen; dass der Mann nicht im Garten ist, sondern dort jätet oder pflanzt oder sich an ihm erfreut. Der Regen durfte nicht einfach fallen, sondern musste prasseln. Und habe ich für mich gedacht, der Hund schreie, so lag ich falsch. Der Hund der Schule hat nie geschrien, und das gleiche Wort durfte nicht zweimal aufeinander folgen. Das war hässlich. Schön war: In den Ferien war ich in Paris. Das Herz Frankreichs hat mir sehr gut gefallen. Es war aufregend, in der Weltstadt an der Seine zu sein.

Es ging darum, eine Sprache zu beherrschen, nicht sie fließen zu lassen, sie zu lieben, in ihr daheim zu sein, nicht weniger denn in einem Haus.

Weil ich mich nicht selber umgehen will, darf ich nicht nur Zuflucht nehmen bei den Worten und Sätzen anderer, sondern muss selber Sätze bilden, Sätze machen.

Ich schreibe viel von dem, was ich sehe, und ich bin gleichzeitig am Üben, nicht bloss Wirklichkeit zu verlängern, sondern mehr und mehr auch mit dem in Kontakt zu kommen und davon zu schreiben, welche Kräfte und Empfindungen das Gesehene in mir hinterlässt. Was in meinem Innern vorgeht angesichts eines Aussen, einer Welt, und beides schreibend zu verbinden.

Mehr und mehr erlebe und erkenne ich, dass ein Artikel oder ein Gebet nicht nur etwas ist, das gegen aussen tritt, sondern dass Schreiben auch einen inneren Dialog zwischen mir und meinem Text bedeutet. So predige ich heute vielleicht auch weniger, wenn ich predige, und bin mehr bei meiner Wahrnehmung. Bin weniger am Erklären und mehr am Aussprechen dessen, wovon ich lebe.

Ich schreibe, weil ich von dem sehen lassen will, was mir wertvoll ist, was mir unerträglich ist, was ich denke, was ich erlebe, empfinde und glaube. Auch vom eigenen Geheimnis. Und auch im Wissen um das Wagnis, das Schreiben meint.

Zum Schreiben gehört für mich untrennbar das Lesen. Indem ich lese, was andere schreiben, kann ich selber schreiben. Und erst lesend wird mir bewusst, dass Sprache über die Sprache hinausreicht, dass Schreiben die Schreibende weit übersteigt, dass es in einen anderen, unergründlichen Raum schaut und vorstösst und mit dem Ganzen in Verbindung bringt.

Ich lese einen Satz und könnte weinen, so sehr meint er alles und mich selber.

Ich lese einen Satz und könnte schreien, so exakt benennt er meinen eigenen Schmerz. Aber auch: Ich wandere mit dir über den Wannentritt im Muotatal und weiss: Es gibt weit Grösseres als den grossartigsten aller Texte.

Seit gut 20 Jahren begleitet mich die Lyrik von Hilde Domin wie eine Freundin. Im Herbst 2005 hatte ich das Glück, Frau Domin bezeugen zu dürfen. Wie ganz nebenbei, zwischen zwei Gedichten, hat sie mit leiser, 95-jähriger Stimme ein paar Sätze ausgesprochen, die mich gleichermassen bestürzt und beglückt haben: „Ich gehe Hand in Hand mit der Sprache. Mehr noch: Ich wohne im Wort. Ich habe meinen Wohnsitz im Wort. Meine Heimat wurde mir genommen. Meine Muttersprache ist unverlierbare Heimat. An Orten und in anderen Sprachen ist man nur zu Gast. Die Sprache aber, in der ich die Welt benennen kann, verteidige ich bis zum letzten Atemzug.“

Ich schreibe Betrachtungen und Berichte, ich schreibe Predigten und Protokolle und Texte für Prospekte. Ich schreibe Leserinnenbriefe und Litaneien, kurze Geschichten und lange Briefe – seit Jahren. Was ich aber ganz besonders gerne schreiben würde, mich aber noch nicht traue, sind Gedichte. Hier bin ich zugange wie eine, die daran geht, eine Bombe zu entschärfen. – Vielleicht deshalb, weil mich meine grosse Bewunderung für viele Dichterinnen und Dichter mehr ermutigt ... Da, die grosse Hilde Domin, und hier, ich.

Für DEN Menschen, der mir zutraut, ein Gedicht zu schreiben, ein richtiges Gedicht, und der mir die Türe aufgemacht und sie mir aufgehalten hat in das Haus, in dem die Sprache wohnt, will ich eines wagen.

Seismograf

Für Kari Aschwanden

*Mir ein Bett aus Moos bereitet
mir ein Haus aus Hasel
gebaut das Licht gespürt
zwischen dem Rand der
Strümpfe und dem Saum
des Kinderkleids*



Impressum

Redaktion:

Kathrin Gebert-Kuhn

Layout:

Patrik Bär

Grafische Mitarbeit:

Hermann Battisti

Herausgeberin:

Psychologische Praxis Karl Aschwanden
Blumenfeldgasse 31, CH-6460 Altdorf

Druck:

Druckerei Triner AG, Schwyz

Ausgabe:

September 2006

Vom Zauber des Schreibens

Elisa Dalbosco aus Südtirol, Gewinnerin mehrerer Lyrikpreise, über Schreiben zwischen zwei Sprachen.

Schreiben ist nichts Geheimnisvolles, nur Einzelnen Vorbehaltenes. Jeder und jede kann Schreiber werden. Anfangs braucht es einzig etwas Mut und Übung – Ihre Deutschprofessorin an der Oberschule, Frau Prof. Thuile gab Elisa Dalbosco den Anstoss zum Schreiben. Hatte es für Elisa als eine Art Hausaufgabe begonnen, fand sie daran bald solchen Gefallen, dass sie sich je öfter je lieber darin übte. Schliesslich konnte die Professorin sie gar zur Teilnahme an Wettbewerben überreden. Der unerwartete Erfolg hat Elisa gezeigt: Ganz leicht bin ich ein guter Schreiber geworden.

Elisa Dalbosco hat bisher vor allem Lyrik geschrieben:

Mehrere Gedichte brachten ihr den 1. Preis im „Lyrikwettbewerb der Meraner Oberschulen“ ein, mehrere Gedichte den 1. Preis im Lyrikwettbewerb Südtiroler Sparkasse. Im Wettbewerb „Literatur überwindet Grenzen“ gewann sie mit einer Erzählung zum Thema Überraschungen ebenfalls den 1. Preis. Elisa schreibt zwar allein, lässt sich aber gern von Lektüre oder Bildern inspirieren. Um ein ganzes Buch zu schreiben, hätte sie kaum die nötige Ausdauer, vermutet sie.

Seither hat sich die Lebenssituation der jungen Frau grundlegend geändert. Nach Abschluss der Oberschule ist sie vor einem Jahr zwecks Studium in eine andere Stadt gezogen, wo sie fast nur noch italienisch spricht. Weil sie kaum je den Impuls dazu verspürt, hat Elisa seit Monaten nichts mehr geschrieben. Höchstens wirft sie ab und zu einige Worte in ihr Tagebuch. Schreibt sie, gerät sie leicht in die Zwickmühle zwischen den Sprachen. Sie befürchtet, es könnte am Ende in keiner Sprache klappen. Weil sie wohl ahnt, dass ohne Effort nichts draus wird, weicht sie aus aufs Zeichnen... insgeheim hofft Elisa aber, irgendwann wieder jenen Stift in der Hand zu halten, der von selbst losschreibt und kaum Zeit für alle Worte findet.

Ihre beste Schreibmotivation, verrät Elisa, sei die Traurigkeit. Geht es ihr gerade gut, ist sie glücklich, gelingt ihr nichts. Das Schreiben zu organisieren findet sie unmöglich. „Mir mangelt es weniger an Zeit als an der Inspiration und dem Verlangen nach Schreiben. Mit der richtigen Inspiration stellt sich das Schreiben fast von selbst ein und ist dann nur noch ein Genuss. Es wäre wohl gut, immer Schreibzeug bei mir zu haben.“

Spiel mit ernststen Themen...

Wie Spazierengehen, malen, Musik hören ordnet Elisa auch Schreiben den privaten Tätigkeiten zu. Verspürt sie Schreiblust, hat aber noch kein Thema, greift Elisa zu spontanen Wortspielereien. Je ungewöhnlicher und verrückter sie sie montiert, desto besser. Doch, sie kreise beim Schreiben wohl immer um die etwa gleichen Themen, schätzt sie,

vielleicht sogar um die „grossen, gültigen Themen“. Die Gedichte entstehen, indem sie ihre Erfahrungen beschreibt und die Gefühle darstellt. Weil sich Leben und Tod gern verkleiden, stellen sich ihr konkrete Themen wie Angst, Liebe, Einsamkeit und Zeit in verschiedenen Ausprägungen...

„Das Motto ‚Schreiben heisst sich selber lesen‘ passt für mich,“ findet Elisa. „Eigentlich offenbare ich in meinen Gedichten meine geheimsten Gedanken. Wenn überhaupt, fällt mir das erst hinterher auf. Ich bin froh, dass diese Geheimnisse so schön von Metaphern verkleidet sind, dass nur ich ihre Bedeutung lesen kann. Dass andere darin lesen, was sie im Stillen beschäftigt, ist wohl eine der wunderbarsten Auswirkungen von Schreiben und Lesen.“

Ein Gedicht entsteht

„Oft notiere ich zuerst zusammenhangslose Wörter oder Satzteile, meine Kompositionselemente. Das neu entstandene Gedicht lege ich eine Zeitlang beiseite. Habe ich genug Abstand gewonnen, überarbeite ich weiter: Ich bringe Änderungen an, stelle da und dort etwas um, verschmelze vielleicht zwei Gedichte zu einem... Sobald ich mit dem Ergebnis zufrieden bin, schreibe ich die endgültige Version, die ich nicht mehr verändern darf. Diese Abmachung mit mir selbst habe ich ‚eingeführt‘, weil sonst wohl kein Gedicht je fertig würde. Ein Text ist für mich dann perfekt, wenn ich spüre, dass sich nichts mehr verbessern, ändern, löschen oder hinzufügen lässt.“

*Schritte in deinem Kopf
ober dir im*

*Oberboden. Er ist wieder da,
schreüet die Decke
auf und ab. Er ist gekommen
um mich zu holen.*

*Er soll mich mitnehmen. Ich bin müde.
Heute warst du brav. Brav,
sagen sie mir, wie zu einem Kind.
Sie bringen dir einen Kaffee.
Ihr versteht nicht, ich will schlafen.
Schön bist du.*

Ja ich kaue

*Kaugummi. Dafür rauche ich
nicht. Das ist gut.*

*Schau diesen Rosenkranz... er ist aus Silber,
kommt aus Südamerika, ein Heiliger
hat ihn... Du wirst ihn mitnehmen.
Kalte Hände, warme Liebe.*

*Lass' dich wärmen. Mich wärmt
niemand. (Das ist eine Lüge)*

*Wie schön du bist und wie du immer
lachst. Du lachst
genauso. Mein Lachen ist alt,
ist nicht dasselbe wert.*

*Ein Lachen bleibt
ein Lachen. Wie schön du bist.*



Elisa Dalbosco

lebt und arbeitet teils in Bologna, teils in Merano (It).

TZI-Kursangebote 2007

TZI-Methodenkurs

„Lebendiges Lehren u. Lernen mit TZI“

31. Mai – 3. Juni und 7. – 10. Juni 2007

Leitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

TZI-Methodenkurs

„Didaktik der Themenzentrierten Interaktion/Didaktik der Erwachsenenbildung: methodisches Handeln und Nichthandeln als Gruppenleiter/in“

(Angeboten von WILL Schweiz)

13. – 18. November 2007

Leitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

TZI-Aufbauprojekt

TZI und Berufsfeld

6 mal 3 Tage, verteilt auf 2 Jahre

Leitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

Projekte in Zusammenarbeit mit andern Institutionen

3-jähriger Lehrgang: Beginn Oktober 2007

Ausbildung in Supervision und Organisationsentwicklung

(Wirtschaftspädagogisches Institut WPI
www.wpi.ch: BSO und EAS anerkannt)

Kursleitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

2-jähriger Lehrgang in drei Modulen:
Beginn Mai 2007

Ausbilderin/Ausbilder auf der Grundlage der Themenzentrierten Interaktion TZI

SVEB-Modulzertifikate 1–3 (Doppelmodule), eidg. Fachausweis Ausbilder/in

(Ruth Cohn Institut für Themenzentrierte Interaktion (RCI); Verein WILL Schweiz; Werkstatt Institut für Lebendiges Lernen www.tzi.ch)

Lehrgangsleitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

Weitere Kurse und Seminare nach Vereinbarung.

Detaillierte aktuelle Informationen auf www.aschwandenk.ch

Aus für altes Ausbildungssystem Jubiläum Praxis

Am 14. Juli 2006 haben im Kurszentrum Antoniushaus Mattli in Morschach 17 Frauen und Männer die berufsbegleitende Ausbildung zum Gruppenleiten in TZI abgeschlossen. Geleitet haben den Workshop Mina Schneider Landolf, D-Berlin (Vertreterin Internationaler Lehrkörper des RCI) und ich selbst (Vertreter Ausbildungsausschuss des RCI international). Zum Diplom gratuliere ich allen herzlich und wünsche viel Erfolg und Ermutigung beim Umsetzen der TZI im eigenen Berufsfeld.



Damit habe ich den letzten Diplomworkshop geleitet, endet doch mit dem Jahr 2006 die Ausbildung in TZI nach altem System. Ab 2007 offeriert das RCI nur noch die zweiteilige Ausbildung nach dem neuen System: Stufe 1: Zertifikat Grundausbildung; Stufe 2: Diplom in TZI. *Karl Aschwanden*

Erfolgreiche CD mit Texten von Ruth Cohn

Ob als gereimtes Wiegenlied oder Tagebuchblatt, in pragmatischem oder lyrischem Ton, in deutsch oder englisch – aus allen ihren Texten spricht Ruth Cohns tiefe Menschenliebe.

Sprecherin: Roswita Schilling, Schauspielerin und Sprechausbilderin, CH-Arlesheim
Musik: Carlo Balzaretto, Musiker und Komponist, I-Mailand.

Noch sind Exemplare erhältlich.

Gegen einen Unkostenbeitrag von Fr. 20.– (Ausland: Euro 20.–) in einem Umschlag wird Ihr Exemplar umgehend zugestellt.

Karl Aschwanden

Im Juli 2006 blicken wir auf 30 Praxisjahre zurück. Wir meinen: 30 Jahre sind ein Argument für Vertrauen in reiche Erfahrung und Unabhängigkeit von Zeitgeist-Moden!

Ausbildung in Supervision und Organisationsentwicklung S/OE 2007–2010

Schon zum vierten Mal schreiben wir die Ausbildung in Supervision und Organisationsentwicklung des wpi Wirtschaftspädagogisches Institut aus.

Das dreijährige berufsbegleitende Weiterbildungsprojekt schliesst mit dem Berufstitel „SupervisorIn, Coach, Organisationsentwicklerin wpi“ ab und ist anerkannt von BSO und EAS.

Ausbildungsbeginn: 3. Oktober 2007

Anmeldung und weitere Infos bei wpi, Karl Aschwanden, Blumenfeldgasse 31, CH-6460 Altdorf oder auf

www.aschwandenk.ch unter der Rubrik „Kursangebot“.

Homepage als Informationsmedium

Auf www.aschwandenk.ch finden Sie unter „in memoriam“ Dokumente zu

- LehrerInnenseminar Uri
- Musikschule urmusica
- Schiffsuntergang vom 9.12.1949 auf dem Urnersee
- Aebihus Leubringen

Die Rubrik wird ständig erweitert. Sie soll dazu beitragen, dass uns Wichtiges nicht vergessen geht.

Kursangebot nur noch im Internet

Dieses Jahr verzichte ich auf den Grossversand meiner Kursangebote als Papierflyer. Ich verweise alle InteressentInnen auf meine Homepage www.aschwandenk.ch, wo sie alle Angebote detailliert beschrieben finden, die Kursausschreibungen direkt herunterladen und sich online anmelden können. Das Sekretariat bedient Sie möglichst speditiv.



Veranstaltungen speziell für Männer

Männer-Workshop:

„**Meine Identität als Mann im sozialen Beruf**“

1. – 4. Februar 2007

Leitung: Karl Aschwanden und Wolfgang Huber

Ort: Antoniushaus Mattli, Morschach

Männer-Workshop

„**Als Mann älter werden**“

13. – 16. September 2007

Leitung: Karl Aschwanden

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

Männer-Workshop

„**Vater und Sohn**“

Datum noch offen: Frühjahr 2007, Freitag Abend bis Sonntag Mittag

Leitung: Karl und Balz Aschwanden;

Lucas und Lorenz Schweizer

Ort: Morschach



Veranstaltungen speziell für Frauen

Frauen-Workshop:

„**Meine Identität als Frau im sozialen Beruf**“

26. – 29. April 2007

Leitung: Gertraud Girardi Battisti und Margot Ruprecht Hagmann

Ort: Antoniushaus Mattli, Morschach

Workshop für Frauen:

„**Meine Stimme – meine Sprache**“

7. – 10. Dezember 2006 oder

17. – 20. Mai 2007

Leitung: Roswita Schilling

Ort: Antoniushaus Mattli, Morschach



Veranstaltungen speziell für Frauen und Männer

Workshop:

„**Als Frau, als Mann älter werden**“

19. – 22. April 2007

Leitung: Karl Aschwanden und Roswita Schilling

Ort: Hotel Bellevue, Morschach

Weitere Kurse und Seminare nach Vereinbarung.

Bitte verlangen Sie unsere Kursauschreibungen mit der beigelegten Karte oder unterbreiten Sie uns Ihr Anliegen.

Teamschulung und Teamentwicklung – Standortbestimmungen

Ich bin spezialisiert für Schulungsarbeiten in sozialen Institutionen (Schulen, Heime, Beratungsstellen).

In Absprache mit Leitung und MitarbeiterInnen entwickle ich speziell auf die Bedürfnisse der entsprechenden Institutionen ausgerichtete Schulungskonzepte und führe diese auch durch. Beispiele möglicher Projekte:

- Planung, Leitung und Auswertung von **Teamretraits**.
- Planung und Durchführung von **Teamweiterbildungen**.
- Planung, Leitung und Auswertung von **Personalschulung ganzer Institutionen**.
- Planung, Leitung und Auswertung von **Teamentwicklungen** innerhalb von Institutionen.
- **Spezielle Schulungs- und Entwicklungsprojekte** in sozialen Institutionen.

Bitte nehmen Sie mit mir Kontakt auf und teilen Sie mir Ihre Vorstellungen mit.